

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 15. Juni

Nr. 24

Briefe von Dreyfus.

Eine der wirksamsten Abteilungen der Rede des Generalprocurators Manau war diejenige, in der er Briefe von Dreyfus verlas, die lauter Unschuldsbeteuerungen enthalten, also in direktem Gegensatz zu den angeblichen Geständnissen stehen, und die außerdem noch eine Schurkerei enthüllen, die bis jetzt unbekannt war. Wir geben die ganze Abtheilung der Rede nach der Zeitg. Btg. nachstehend im wesentlichen wieder:

Unsere Akten liegen die letzten fünfzehn Briefe bei, die Dreyfus an den Präsidenten der Republik geschrieben hat und die der derzeitige Herr Siegelbewahrer auf unser Ersuchen uns zugestellt hat. Sie sind die wiederholten Beteuerungen der Unschuld und das Verlangen nach Gerechtigkeit. Sie gehen vom 3. Juni 1897 bis zum 23. Juli 1898. Sie können dieselben im Wortlaut lesen; hier genügt der Auszug des Wichtigsten. Namentlich auf nachstehende zwei Briefe mache ich Sie aufmerksam

I.
„Salut-Inseln, 8. Juli 1897.

Herr Präsident!

Ich erlaube mir, noch einmal einen Appell an Ihre hohe Billigkeit zu richten und zu Ihren Füßen den Ausdruck meiner tiefen Verzweiflung, den Schrei meines ungeheuren Schmerzes niederzulegen. Was ich von meinem Lande verlange, das ist, daß volles und ganzes Licht über dieses furchtbare Drama geschaffen werde, denn meine Ehre gehört ihm nicht. Diese ist das Erbteil meiner Kinder, das Eigentum zweier Familien. Und ich bitte auch mit aller Kraft meiner Seele, daß man an diese furchtbare, unerträgliche Lage meiner Frau und der Meinigen denke, eine Lage, die schlimmer ist als der Tod. Man denke an meine Kinder, an meine lieben Kleinen, die groß werden und Ausgestoßene sind; man thue alles Mögliche, alles, was, mit einem Wort, vereinbar ist mit den Interessen des Landes, um so rasch wie möglich den qualvollen Leiden so vieler Menschenwesen ein Ende zu bereiten.“

II

„25. November 1897.

Herr Präsident!

Ich erlaube mir, einen neuen und kräftigen Appell an Ihr hohes Gerechtigkeitsgefühl zu richten und den Ausdruck meiner tiefen Verzweiflung zu Ihren Füßen niederzulegen. Seit drei Jahren, seit das furchtbare Verbrechen geschah, für das ich verurteilt wurde, verlange ich nichts als Gerechtigkeit und die Erforschung der Wahrheit.“

Hören Sie nun, meine Herren: Du Paty de Clam tritt dazwischen, und Sie werden sehen, welches die Hoffnung ist, die man in das Herz des Dreyfus pflanzte und die der Grund seiner langen Resignation ist:

„Sofort nach meiner Verurteilung, als der Kommandant Du Paty im Auftrag des Ministers zu mir kam, um mich zu fragen, ob ich schuldig oder unschuldig sei, habe ich geantwortet, daß ich nicht bloß unschuldig sei, sondern ich verlangte auch Licht, volles Licht, und ich forderte auch sofort alle gewöhnlichen Mittel der Untersuchung, sei es durch die Militärattachés, sei es durch jedes andere Mittel, das der Regierung zur Verfügung steht.“

Folgende Antwort wurde gegeben:

„Es wurde mir geantwortet: „Das war am 23. Dezember 1894, vergessen Sie nicht, denn das wird uns die zwei oder drei Jahre erklären, die er einige Tage später als Frist für die Entdeckung des wahren Schuldigen bezeichnete, „daß höhere Interessen die Anwendung dieser Untersuchungsmittel verhinderten, aber daß die Nachforschungen fortgesetzt würden.“

Spricht man so, meine Herren, zu einem Manne, den man gerecht und gefesselt verurteilt zu haben glaubt? Verspricht man ihm wirklich, die Nachforschungen nach dem eigentlichen Schuldigen fortzusetzen? Gibt man seinem Herzen eine Hoffnung, welche die grausamste Enttäuschung werden muß, wenn sie sich nicht verwirklicht? Hören wir die Fortsetzung:

„Seit drei Jahren warte ich also in der furchtbarsten Lage, die man sich träumen kann; ich warte immer, und die Nach-

forschungen kommen an kein Ziel! Wenn also einerseits höhere Interessen es verhindert haben und vielleicht immer hindern werden, daß Untersuchungsmittel angewendet werden, die allein im Stande sind, diesem grauenhaften Martyrium so vieler Menschenwesen ein Ziel zu setzen, so muß ich sie um so mehr achten, und das habe ich auch unerschütterlich gethan. Aber auf der andern Seite, Herr Präsident, sind es nunmehr 3 Jahre, daß in dieser schrecklichen Lage meine Kinder entehrt heranwachsen. Es sind Parias, ihre Erziehung ist unmöglich, und ich werde noch verrückt vor Schmerz. Die nämlichen Interessen können doch unmöglich verlangen, daß meine teure Frau und meine armen Kinder ihnen geopfert werden! Ich unterbreite diese schreckliche Lage einfach Ihrem Billigkeitsgefühl und dem der Regierung. Ich fordere einfach Gerechtigkeit für die Meinigen, für meine Kinder, welche die ersten und bedauerndwertesten Opfer sind.“

Vom 20. Dezember 1897:

„Ich erkläre einfach nochmals, daß ich nicht der Urheber des Briefes bin, der mir zugeschrieben wurde. Ich füge bei, daß meine ganze Vergangenheit, über die heute Licht verbreitet sein muß, und daß mein ganzes Leben sich erhebt und Protest einlegt gegen den Gedanken einer so teuflischen Handlung.“

Dann vom 12. Januar 1898. Hören Sie diese wenigen Zeilen; sie führen uns in den Kern des Prozesses:

„Jedesmal, wenn ich die Anwendung der Untersuchungsmittel verlangte, über welche die Regierung verfügt, damit endlich diesem grauenhaften Martyrium so vieler Menschenwesen ein Ziel gesetzt werde, wurde mir geantwortet, daß es höhere Interessen gebe als die meinigen. Ich habe mich gebeugt, wie ich mich immer vor diesem höheren Interesse beugen werde und wie es auch meine Pflicht ist. Aber nun sind es drei und einhalb Jahre, daß ich warte. Die Lage ist schrecklich für die Meinigen, verzweifelt für mich. Es giebt kein Interesse, das verlangt, daß eine Familie, daß meine Kinder, daß ein Unschuldiger ihm geopfert werde. Ich appelliere also einfach an Ihre hohe Gerechtigkeit und an die Gerechtigkeit der Regierung, um meine Ehre und endlich Gerechtigkeit für so viele unschuldigen Opfer zu verlangen.“

Am 3. und 7. Februar die gleiche Mahnung an das Versprechen der Untersuchung, die gleiche Bitte im Interesse seiner Frau und seiner Kinder. Am 20. Februar 1898:

„Ich bin nicht schuldig. Ich kann es gar nicht sein. Im Namen meiner Frau, meiner Kinder und aller Meinigen verlange ich die Revision meines Prozesses, das Leben meiner Kinder, kurz, Gerechtigkeit für so viele unschuldigen Opfer.“

Am 12. März 1898:

„Ich habe am 20. November einen Appell an Sie gerichtet und die Revision meines Prozesses verlangt. In demselben Tage habe ich an die Loyalität des Generals Boisdeffre, Generalstabschefs der Armee, appelliert, um ihn zu eruchen, dem Staatsoberhaupt keine Ansicht über die Revision mitzuteilen. Da diese Ansicht günstig war, ist Ihre Meinung, Herr Präsident, ebenfalls günstig gewesen, weil mir amtlich erklärt worden ist, daß mein Gesuch von diesem Tage auf dem verfassungsmäßigen Wege der Regierung übermittelt worden sei. Ich wiederhole kurz und einfach dieses Gesuch.“

Am 20. Mai:

„Ich weiß noch immer nicht, welche Folge allen meinen Revisionsgesuchen gegeben worden ist. Ich weiß noch immer nichts. Doch, ich weiß, daß eine edle Frau, Gattin und Mutter, daß zwei Familien, für welche die Ehre alles ist, ein schreckliches Martyrium erdulden. Ich weiß, daß ein Soldat, der seinem Vaterlande stets treu und hingebend gedient, der ihm alles, Stellung und Vermögen geopfert hat, um ihm alle seine Kräfte zu widmen, ich weiß, daß dieser Soldat langsam in einem Gefängnis dahin stirbt, Tag und Nacht allen Qualen, aller Infamie, allen unverbildeten Verdächtigungen, allen Beleidigungen preisgegeben.“

Endlich am 30. Juli 1898 der letzte Brief:

„Es bleibt mir nur noch ein Wunsch auszusprechen übrig: daß dieses entsetzliche Martyrium so vieler Menschenwesen bald ein Ende haben möge!“

Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briesen.

XX.

Liebe Räthel!

Noch einen Augenblick laß uns verweilen bei der Entwicklung des persönlichen Besitzrechts am Walde. Du weißt, daß sich weit in die christliche Zeitrechnung hinein kein persönliches Besitzrecht am Walde bestand. Es gehörte jedem, und wer einen Baum für sich in Anspruch nehmen wollte, versah ihn mit einem Male, das ihm auf ein Jahr das Besitzrecht am Stamme sicherte, und wer das Bild einer Strecke Waldes für sich allein haben wollte, mußte die ganze Strecke wirklich einhegen, genau wie eine Wiese. Ursprünglich hießen diese eingezäunten Waldstrecken *Baunforste*; dieser Begriff hat jedoch später seinen Inhalt gewechselt. Das erste böse Beispiel durch Bestignahme von Forsten gaben die fränkischen Fürsten; viele „Edle“, die sich schon damals auf die Wahrung ihrer Vorrechte in Gegenwart und Zukunft viel, viel besser verstanden, als das vertrauensselig dahinlebende Volk, folgten ihnen nach; natürlich war auch die liebe Kirche gleich bei der Hand.

Diese habgierige Besitzergreifung entsprach indes so wenig der Anschauung jener Zeiten, daß König Ludwig der Fromme, ein Sohn Karls des Großen, im Jahre 819 die Wiederfreigabe aller in persönliches Eigentum überführten Wälder zwangsweise anordnete.

Doch schon vor Beendigung des ersten Jahrtausends war der Diebstahl an dem Gesamteigentum wieder im schönsten Gange. Je „edler“ der Ritter, je „frömmere“ der Bischof, desto raffgieriger war er, desto ungenierter nahm er ganze große Wälder in der Nähe seiner Burg als persönliches Eigentum in Anspruch. Auch viele Gemeinden nahmen an der „Aufteilung der Wälder“ — so würde man nach dem Vorbilde des diplomatischen Kautschou-Deutlich sagen müssen — Anteil; aber der Besitz blieb Gemeindebesitz, er wurde nicht Besitz eines Einzelnen. Noch heute sehen wir viele Ortshäfen im Besitze größerer oder kleinerer Land- und Waldstrecken, die nie gekauft, sondern in jener Zeit durch einfache Besitzergreifung und Einfriedung erworben worden sind.

Die Oberhäupter der in früheren Briesen besprochenen Altfamilien waren die Verwalter des Gesamtes am Wald, Weide, Wiese und Acker, nicht die Eigentümer. Als sich aber in den nächsten Jahrhunderten viele dieser Oberhäupter der Altfamilien zu „Herren“ entwickelten, zu Grafen, Fürsten, Herzögen u. s. w., da nahmen sie das Gemeindeeigentum als Privateigentum in Anspruch. Und so ist's bis heutigen Tages geblieben. Drollig ist's, wenn so ein siebenzünftiges Graflein mit zwanzig Ahnen sich auf seinen Besitz und dessen Alter ein ganz besonderes Stück einbildet. Die Art, wie dieser Besitz in der Regel erworben worden ist, wird vom heutigen Strafgesetzbuch als Diebstahl oder Raub bezeichnet und mit schweren Strafen belegt. Es ist schon so: den „historisch“ gewordenen Diebstahl ehrt man.

Erst seit sehr kurzer Zeit ist in Groß- und Weiskrußland die Entwicklung des Besitzrechts am Walde und an den Feldfluren abgeschlossen. Bis 1861 hat es in den genannten Teilen des russischen Reiches keinen andern Grundbesitz gegeben, als den in der Hand des väterlichen Herrn, der allein den Bauern das Nutzungsrecht zuerteilte. — Daß in Preußen erst im vorigen Jahrzehnt sogar die Beeren und Pilze der Wälder in das Privateigentum der Waldbesitzer übergegangen sind, und daß es schwerer, jahrhundertelanger Kämpfe bedurft hat, dem Besitzer des Waldes das angemessene alleinige Jagdrecht zu sichern, ist früher schon erwähnt worden.

Deine
A d e l e.

Erklärung

Bekannter fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

Nervus rerum. Lebensnerv, Geld. Es fehlt ihm der nervus rerum — es fehlt ihm das Geld.

Naturalia non sunt turpia. Was natürlich ist, kann nicht verwerflich sein. Je mehr eine Zeit moralisch angefault ist, desto offener dürfen sich im Namen angeblicher Wahrung der Sittlichkeit Bestrebungen an's Tageslicht wagen, die mit Wahrung wirklicher Sittlichkeit nichts, aber mit Heuchelei und Hyrde thuerender Frömmerei alles gemein haben. In diesem Maßstabe gemessen, ist die gegenwärtige Zeit innerlich sehr stark moralisch angefault. Bildwerke, welche in künstlerisch schöner Form nackte Menschen darstellen, sollen als „unsittlich“ von der öffentlichen Ausstellung ausgeschlossen werden; dem riesigen Herkules am Eingange des Großen Gartens in Dresden, einem Meisterwerke der Steinbildhauerei,

wurde vor Jahren ein Blechdach um die Lenden gehängt, damit kein Bäckische Auge Anstoß nehmen könne an den durch den Schurz verdeckten Körperteilen. Der Einfluß der polizeilichen Maßnahmen auf die Hebung der Sittlichkeit ist gleich Null; nur durch Besserung der sozialen Verhältnisse kann auch die Entartung und die entartete Befriedigung an sich gesunder Naturtriebe beseitigt werden. So wird die Prostitution, einer der widerlichsten Auswüchse im feudalen und kapitalistischen Staatswesen, nicht eher verschwinden, als bis dieses Staatswesen selbst beseitigt sein wird. Eheres halber sei bei dieser Gelegenheit an die unlängst erlassene Verfügung der halleischen Polizei erinnert, die im Namen der „Sittlichkeit“ die Verwendung von Pflegerinnen bei gewissen männlichen Krankheiten verbieten wollte, und an die „schamhaften“ halleischen Studenten der Medizin, die für ihre eigene Sittlichkeit fürchteten, wenn an gewissen Vorlesungen auch Studentinnen teilnehmen würden.

Nidimur in vetitum semper. Nach dem Verbotenen ist unser Begehren gerichtet. Obwohl die psychologische Wahrheit dieses Wortes Davids allseits anerkannt wird und sie auch leicht erklärlich ist, thut man doch nichts, oder wenigstens bei weitem nicht genug, um die pädagogischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Mancher Dummejungentreich, namentlich auf geschlechtlichem Gebiete, würde unterbleiben, wenn nicht der Reiz des Verbots ihn begehrt machte. — Auch auf politischem Gebiete reizt ein Verbot das Begehren.

Ne bis in idem. Nicht zweimal für dasselbe. Ein alter römischer Rechtsgrundsatz, welcher besagt, wegen ein und desselben Vergehens dürfe niemand zweimal bestraft werden.

Nexus. Zusammenhang. **Kausalnexus** = Verbindung von Ursache und Wirkung; **ex nexu** = außer Verbindung, außer Zusammenhang; **in nexu** = in Verbindung, in Zusammenhang.

(Homo sum) nihil humania me alienum puto. (Ich bin ein Mensch,) nichts Menschliches halte ich mir fremd. Der Mensch soll, das verlangt der Spruch, alles Menschliche als Mensch betrachten und beurteilen, nicht aber den plumpen und zu den verhängnisvollsten Fehlschlüssen verleitenden Maßstab der christlichen Kirche anlegen, als könne jeder Mensch ein vollkommener Held und Engel sein, wenn er nur wolle.

Nil admirari. Nichts bewundern, oder sich über nichts wundern. Die Befolgung dieser Vorschrift kann ebenso der Ausfluß der Blasiertheit sein, die sich durch die zur Schau getragene Ruhe den Anschein der Ueberlegenheit geben will, als auch der Ausfluß höchster philosophischer Erkenntnis. Wie Plutarch behauptet, hat sich dem Pythagoras das nil admirari als letzter Lehrjah der Philosophie ergeben. In der That lehrt auch die tägliche Erfahrung, daß jemand um so weniger von einer überraschenden Mitteilung „aus dem Häuschen gebracht“ wird, je mehr Lebenserfahrungen er gesammelt hat.

Nil desperandum. Man soll niemals verzweifeln.

Noli me tangere. Rühre mich nicht an. Nach einem alten Bibeltexte soll der auferstandene Jesus die Worte zu Maria gesprochen haben. Man versteht unter einem Noli me tangere eine Sache, einen Grundsatz, eine Anschauung, an die eine Person oder eine Partei oder eine Regierung nicht rühren läßt. Ein sonst aufgeklärter Mann glaubt z. B. an den Einfluß der Geister beim Tischrücken und ist in diesem Punkte keiner Belehrung zugänglich; es ist sein Noli me tangere. Die Liebesgabenpolitik gegenüber den Agrariern ist das Noli me tangere unserer Reichspolitik. Die Koalitionsfreiheit und ihr immer weiterer Ausbau ist das Noli me tangere des Proletariats. Es wird von niemandem, sei es, wer es sei, an dieses Recht rühren lassen und wird Buchtausgesetzen einen Widerstand entgegenzusetzen wissen, daß den Scharfmachern und Volkzertretern Hören und Sehen vergehen soll.

Zitate aus deutschen Klassikern.*)

Aus Wallensteins Lager von Friedrich v. Schiller.
Gesammelt von Ad. Th.

Wachtmeister: Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern, Ihr lebt so draußen bei den Bauern. Der keine Griff und der rechte Ton, Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.

Jäger: Sie bekam euch übel, die Lektion. Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

*) In diese Sammlung sind auch alle diejenigen Zitate aufgenommen, die zwar an sich nicht besonders wichtig sind, die aber größere Verbreitung gefunden haben.

Rabuziner: Auf das Unrecht, da folgt das Uebel.
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.
Hinter dem U kommt gleich das Weh;
Das ist die Ordnung im A, B, C.

Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Pößl Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber wessen das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.

Jäger: Laß sie gehen! sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Marktenderin: Der Graf Isolani, der böse Zahler,
Reßiert mir allein noch zweihundert Thaler.

Jäger: Was? Der Blitz!
Das ist ja die Gustel von Blasewitz.

Mo: Spät kommt ihr — doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt euer Säumen.

Queckenberg: Der Regen hat den Kaiser arm gemacht;
Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß.

Mo: Es ist der Krieg ein roh, gewaltsam Hand^f
werk.

Queckenberg: Was ist der langen Rede kurzer Sinn?

Max Piccolomini: Der seltsame Mann will seltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er
sich setzen.

Wallenstein: Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr;
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Wallensteins Frau: Wir haben so der guten Freunde wenig.
Sie wissen's! Unser schnelles Glück hat
uns
Dem Haß der Menschen bloßgestellt.

Wallenstein: Wär der Gedank' nicht so verwünscht geücht,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Neu Regiment bringt neue Menschen
auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.

Mo: Die Wahl ist's, was ihm schwer wird. Drängt die Not,
Dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit.

Max Piccolomini: O! Der ist aus dem Himmel schon ge-
fallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß.
Die Uhr schlägt keinem Glück-
lichen.

Thekla: Der Zug des Herzens ist des Schicksals
Stimme.

Mo: Verwandte sind sich alle starken Seelen.

Piccolomini (Vater): Mein bester Sohn! Es ist nicht immer
mäßig,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht
wahr.
Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß
gebären.

Max Piccolomini (Sohn): Wenn Du geglaubt, ich werde eine
Rolle
In deinem Spiele spielen, hast du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß grad sein.
Ich kann nicht wahr sein mit der
Bunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zusehn, daß
mit einer

Als seinem Freunde traut, und mein Ge-
wissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht be-
legen.
Wofür mich einer kauft, das muß
ich sein.

Gesundheitspflege.

Wann wird Milch sauer? Der Chemiker Dornig hat diese wegen der Bedeutung der Milch als menschliches Nahrungsmittel auch praktisch sehr wichtige Frage studiert und ist dabei zu dem interessanten Resultat gelangt, daß Milch immer sauer ist; in der normalen, frisch gemolkene Milch ist stets ein bestimmter Betrag an Säure vorhanden, und werty diese normale Säure fehlt, dann ist die Milch eben nicht richtig nahrhaft und bekömmlich. Was man im gewöhnlichen Leben unter saurer gewordener Milch versteht, ist freilich etwas ganz anderes, als die normal saure Milch. Bei der sauer gewordenen Milch ist nämlich ein Teil des in ihr enthaltenen Zuckers, der gerade für die Nahrhaftigkeit der Milch von wesentlicher Bedeutung ist, in Milchsäure umgewandelt, und es liegt auf der Hand, daß eine solchergestalt sauer gewordene Milch als Nahrungsmittel viel weniger wert ist, je mehr Milchzucker in Milchsäure umgewandelt ist; von der normalen, in der guten, frisch gemolkene Milch vorkommenden Säure ist dagegen deren Gehalt an Zucker völlig unabhängig.

Aus der Arzeit.

Bearbeitete Mammutknochen in Mähren. Zu Beginn der Diluvialzeit der Erde war das Mammut auch in Mähren keine seltene Erscheinung. Selbst im Stadium der größten Vereisung in der Eiszeit reichten die nordeuropäischen Gletscher nur bis an den Nordfuß der Sudeten und Karpathen. Der größte Teil des Landes war im Sommer völlig eisfrei und der Boden in der Tiefe nicht gefroren. Eine üppige Wiesen- und Waldvegetation entwickelte sich in den feuchten Niederungen, zum Teil aus Nadelhölzern bestehend, die Tiere, wie das Mammut, Rhinoceros, Wisent und Elentier wohl ernähren konnten. Nach einem Bericht von Professor Matowsky in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien finden sich Mammutknochen von den südlichen Grenzen bis ins mittlere und nördliche Mähren, ja selbst bis nach Schlesien. Sie liegen meistens eingebettet im Löss, dem sandigthonigen Staub der Diluvialzeit, der durch heftige Stürme in den Thälern und an den geschützten Berglehnen abgesetzt wurde und so die Tierreste vor gänzlicher Auflösung bewahrt hat. Es sind hier in der Regel nur die Reste von jüngeren Tieren in größeren Mengen gefunden worden und zwar vermischt mit den Knochen vom Rhinoceros, Pferd und anderen Tieren. Von größtem Interesse aber ist, daß sich an diesen Knochen deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung nachweisen lassen, und somit ein Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut erbracht ist. Neben Kohlenstücken finden sich die durch Hitze veränderten, künstlich gespaltenen Knochen, oft selbst in Acherwinden eingeschlossen, und rohe Steinwerkzeuge liegen daneben. Das Mammut wurde zweifellos vom Menschen erlegt und bei seinen Lagerplätzen verzehrt. Der bemerkenswerteste Fund ist im Löss bei der sogenannten Bronamühle nahe von Brunn gemacht worden. Von drei ungleichartigen, aber jüngeren Mammuttieren wurden drei Oberarmknochen gefunden, bei denen die Gelenkköpfe durch kräftige Hiebe abgeschlagen, die Knochen an einem Ende ausgehöhlt und die Höhlung mit Lehm ausgefüllt war. Das deutet darauf hin, daß ein ganz besonderer Zweck damit verbunden gewesen sein muß. Nach Virchow's Meinung wurden diese Mammutknochen als Sackel eines ausgehöhlten Holzstammes, also als Pfahlbau im sumpfigen Boden benutzt. Die prismatische Aushöhlung kann auch nur am frischen Knochen vorgenommen sein, denn ein Knochen, der schon längere Zeit im Boden gelegen, wäre wohl durch eine so kräftige Bearbeitung gespalten und zerplittert worden. Dadurch ist die Annahme, daß die Menschen einer späteren Periode die Knochen und Zähne des Mammut, wie die Jakuten Sibiriens, erst aus dem gefrorenen Boden ausgruben und dann bearbeiteten, hinfällig geworden. Auch in Sibrien mehrten sich die Funde von Mammutknochen, die beweisen, daß auch der Mensch dieser Gegenden das Mammut gezeht und eifrig auf dasselbe Jagd gemacht hat. Ein erst kürzlich in Jostowitz aufgefundenes merkwürdiges Knochenwerkzeug ist wahrscheinlich zur Herstellung des Loches und zur Ausstrahlung des Knochengewebes der Mammutknochen, wie es bei den erwähnten Knochen geschehen war, benutzt worden. Es ist ein 15 Zentimeter langes, 5 Zentimeter breites Bruchstück eines Schienbeins des Wildpferdes, das neben dem Mammut in der Diluvialzeit in dieser Gegend am verbreitetsten war.

Vermischtes.

* **Menschen als Vierhänder.** Die berufsmäßigen Fußkünstler der Gegenwart, die Akrobaten, haben sich erst durch langjährige Übung und Gewohnheit eine Fähigkeit erworben, die bei manchen Völkern noch heute etwas ganz Selbstverständliches ist. Wie Paul d'Enjoy in der Revue Scientifique nachweist, läßt sich bei den Völkern der gelben Rasse eine besondere Fußbildung verfolgen, die sie von jeher befähigte, die Funktionen der Hand auch auf den Fuß zu übertragen. Das charakteristische Merkmal ihrer Fußbildung ist das Abbiegen der großen Zehe vom Fuß und ihre Beweglichkeit, eine Eigentümlichkeit, die für die Indier, Araber, Singalesen ebenso kennzeichnend ist, wie etwa die gelbliche Hautfarbe oder ihre platte Gesichtsforn. Am wenigsten tritt dies bei den Chinesen hervor, die ja überdies durch die Kunst, ihre Füße zu verunstalten, bekannt sind. Thatsache aber ist es, daß bei allen Japanern und Anamiten die große Zehe auffallend absteht und isoliert beweglich ist. Wie bei den Affen der Daumen den anderen Fingern gegenübersteht, so können die Japanesen und Anamiten mit der großen Zehe die Bewegungen des Einziehens und Spreizens, ja selbst Drehungsbewegungen ausführen. Es ist sicher, daß diese Anomalie bei den Anamiten auf erblicher Veranlagung beruht. Schon in den ältesten Zeiten des chinesischen Altertums wurde das Reich Anam von den Chinesen das „Königreich der abgekehrten Zehen“ genannt. Lange Zeit erhielt sich dieser Name, und noch heute werden die Anamiten „Gino-chi“ (abgekehrte Zehe) genannt. Die Anamiten sind Sohlengänger; sie stützen sich nie auf die Ferse. Ihre Kniestellung würde für uns eine Tortur sein. Statt sich hinzulegen, knauern sie sich zusammen, indem sie die Knie so weit beugen, daß die Schenkel an die Waden stoßen. In dieser Stellung verbringen sie mehrere Stunden, ohne sich zu rühren. Die Japaner sitzen knieend auf ihren übereinandergelagerten Füßen. Die Chinesen richten sich darin bald nach den Japanern, bald nach den Anamiten. Die ungewöhnlichen Stellungen und Leistungen der „Bedimannen“ erklären sich alle aus der zangenförmigen Beweglichkeit der großen Zehe. Der Anamite steigt nicht in den Steigbügel, sondern ergreift einen der Bügel mit der großen Zehe, zieht diese ein und gewinnt so einen Stützpunkt. Die anamitischen Arbeiter sind in manchen Berufen mit Händen und Füßen thätig, z. B. in der Schlosserei, Tischlerei und Töpferei. Im äußersten Orient überrächt man die eingeborenen Köche oft dabei, daß sie die Braten mit dem Fuß vom Spieß nehmen, oder einen Tisch mit den Füßen abdecken, wenn sie die Hände nicht frei haben. Dabei laufen die Gläser und das Geschirr nicht mehr Gefahr, zerzuschlagen zu werden, als wenn es mit den Händen geschähe. Der Bediente eines Mandarinens machte sich oft ein Vergnügen daraus, schwere Möbel mit den Füßen wie Labourets zu transportieren, und eine Stechnadel mit dem Fuß vom Boden aufzuheben, um sich nicht zu bücken. Die anamitischen Handwerker ergreifen ihre Werkzeuge mit den Füßen, die Laos brauchen die Füße, um den Bogen abzuschleßen, die Koreaner zum Weben, die Chinesen zum Angeln. Viele anamitische Schriftsteller, Maler und Musiker schreiben und malen mit den Füßen.

* **Studenten-„Rechtchen“ vor hundert Jahren.** Man schreibt: Die vor kurzem von Jena aus berichteten skandalösen Vorfälle einiger Studenten geben Veranlassung zum Abdruck einer kurzen Skizze über das Gebaren deutscher Muffensöhne im vorigen Jahrhundert, die der Pfläzler Friedrich Lauffhard, ein vorbimmertes Genie, in seiner 1792—97 erschienenen Selbstbiographie zum besten giebt: Lauffhard schreibt: „Der Ton der Studenten oder Burischen zu Gießen war ganz nach dem von Jena eingerichtet, und zwar durch die vielen relegierten Jeneser, die dahin kamen. Wer in honoriger Burisch sein wollte, ging wenigstens des Abends in eine der vielen Bierkneipen — die rheinische Maß Bier kostete 2 Kreuzer — oft bis 10 oder 11 Uhr und schob hernach ab. Da man es für Bedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burischen Affären diskutiert und größtenteils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Oberhards-Busch-Steine oder dentiche Vorlesungen über Zoologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuskript da war. Zu Gießen waren die Kommerie erlaubt und wir haben oftmals auf der Straße kommeriert. Die meisten Studenten traten einher wie die Schweine. Ein Flauch war des Burischen Kleid, Sonntag und Werktag. Dazu trug er lederne Beinleider und lange Reiterstiefel. Schlägereien waren gar nicht selten und man schlug sich auf öffentlicher Straße. Der Herausforderer ging vor das Fenster seines Gegners, hieb einige Male mit seinem Hieher ins Pflaster und schrie: Bereat N. N. der Hundstott, der Schweinefeker! Nun erschien der Herausforderer, die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Redell, gab Fuhibition, die Käufer kamen in's Karzer und so hatte der Spaß ein Ende. Zu den großen Unanständigkeiten, welche in Gießen Mode waren, gehörten die „Generalstallung“ und das „wüste Gesicht“. Jene wurde so veranstaltet, daß 20, 30 Studenten nachdem sie in einem Bierhause den

Bauch weidlich voll Bier geschlungen hatten, sich vor ein Haus, worin Frauenzimmer waren, hinfielen und nach ordentlichem Kommando und unter einem Geseise, wie es bei Pferden gebräuchlich ist, sich viehmäßig erleiderten. Das garstige oder wüste Gesicht war eine Larve von scheußlichem Ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestigt war. Mit dieser Larve trat der Student abends vor ein Haus, wo die Leute im 2. Stock wohnten und klingelte. Kam nun jemand an's Fenster, zu fragen, wer da wäre, so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zu Tode erschrafen. Die sieberhafte Hize, brav feste nachzuschmieren, plagte die Gießener Studenten nicht. Auf anderen Universitäten hab' ich immer rüstige Geste-schreiber gefunden, nirgends aber ärger als in Halle, wo die Studenten viele Quartbände mit akademischer Kollegienweisheit anfüllten. Im übrigen war der Ton der Halleuer sehr rüde. In Jena hatte jeder Burisch seine sogenannte Charmante, d. h. ein gemeines Mädchen, mit welchem er so lange umging, als er da war, und das er bei seinem Abgange einem anderen überließ. In Göttingen dagegen suchte der Student bei einem vornehmen Frauenzimmer anzukommen und machte dem seinen Hof.“ Wie man sieht, sprechen die studentischen Sitten von heute in vielen Fällen genau so allen Begriffen von Besittung und Anstand Hohn, wie dies bereits vor hundert Jahren der Fall war.

* **Was kostete Deutschland der dreißigjährige Krieg?** Ein Beispiel, das den furchtbaren Schaden kennzeichnet, den der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hat, giebt eine Berechnung dessen, was er dem damaligen Herzogtum Württemberg kostete. In den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte weist v. Stälin nach, daß 1654 der dem Lande von 1628—1650 erwachsene Schaden sich auf 3562285 0/20 Mk. nach heutigem Geldwert belief. Hiermit ist aber noch bei weitem nicht aller Schaden gedeckt, wenn man z. B. erwägt, daß von den 1623 vorhandenen 425288 Einwohner nach 1650 nicht weniger als 375186 fehlten und sich doch in der Zeit schon viele wieder neu niedergelassen hatten. Erst nach 100 Jahren hatte Württemberg die Einwohnerzahl von 1623 wieder erreicht. Und welcher Schaden erwuche nicht daraus, daß 1650 noch der größte Teil des Landes wüst, ruiniert und ungebaut dalag, weil es keine Menschen gab, die die Aecker usw. bebauen konnten! Auch lagen 1650 noch 53 Städte und Dörfer gänzlich niedergebrannt am Boden, zahlreiche Kirchen und viele Tausende von bürgerlichen Häusern.

* **Johann Strauß.** Dem verstorbenen Walzerkönig widmet Julius Bauer im Wiener Extrablatt folgende Verse:

Johann Strauß.

Wiener, weinet die Augen Euch rot
Berichlaget die Geigen, der Meister ist tot!
Die Walzer, die er gewunden zum Kranz,
Erklingen uns heute als Totentanz.
Sie zittern und seufzen von Haus zu Haus,
Ihr Frohsinn flüchtet zum Thore hinaus.
Verstummt ist für ewig der Liedermund,
Der immer nur sang zu frühlicher Stund'.
Zur Kindestaufe, zum Hochzeitschmaus
Erklingen die Walzer von Johann Strauß.
Die Böglein im Wienerwald zwitschern vom Blatt
Geschichten, die er erzählt ihnen hat.
Oft war uns der Wiener Meisterfinger
Ein Sorgenbrecher und Freudenbringer.
Er fühlte durch seine Seele ziehn
Das singende, klingende, rauschende Wien
Das Wien einer schönern, bessern Zeit,
Das Wien der alten Gemütlichkeit.
Nicht seinesgleichen wird sehen wieder
Die Stadt der Freuden, die Stadt der Lieder
Kein Walzer lindert jetzt unsere Nöten
Verhüllt die Darjen, verhüllt die Blüten!
Sie sollen zum Zeichen der Trauer schweigen
Der Himmel aber, der hängt voller Geigen;
Dort zog ja im Abendsommerschein
Der Meister als Triumphator ein
Die Englein stehen am Himmelsthor
Und singen die „Blau' Donau“ — um vor

Heiteres.

— Im Gegenteil. Hören Sie, Raule, Sie gähnen scheint's bloß wieder, um mich zu ärgern!
Im Gegenteil, Herr Professor, ich ärgere mich bloß wieder daß ich so gähnen muß!